

Kleine Anzeigen, große Wirkungen.

Eine heitere Episode aus dem Leben Kaiser Wilhelm's I. von Victor Laverenz.

Die Kaiserliche Familie hatte sich zum Abendessen versammelt, der heute (es war Anfang Winter 1887) mit besonderer Freude eingenommen werden sollte; zeigte doch der Familienkreis zwei ebenso beliebte wie immerhin seltene Gäste, und das waren die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, eine Enkelin Kaiser Wilhelm's I., und ihr Töchterchen Feodora, die Urentelin des alten Herrn.

Und doch schien an diesem Abend eine gewisse Spannung den kleinen Kreis zu beherrschen. Das Prinzeßchen beobachtete den Uroßpapa fast mit einer Art kindlicher Besorgnis, und auch die Erbprinzessin schien auf irgend ein Ereignis mit einer gewissen Unruhe zu warten. Die übrigen Mitglieder der hohen Familie gaben sich ganz ungenirt ihrer sprichwörtlich gewordenen Lebenswürdigkeit und Lebensfreudigkeit hin, bis auch auf sie das Siedgen des Oberhauptes einen beängstigenden Eindruck machte.

Freilich Kaiser Wilhelm war schon 90 Jahre alt, und wenn er auch von einer seitlichen körperlichen Mäßigkeit war, so ist doch die Neunzig ein Alter, welches gar zu leicht zu Besorgnissen Anlaß giebt. Offenbar fühlte sich die Kaiserliche Majestät heute nicht wohl, denn eine immer größere Unruhe in den Bewegungen und ein fast schmerzliches Aufzucken in den Mienen des hohen Herrn begannen die Anwesenden immer mehr zu ängstigen.

Am meisten besorgt zeigte sich die Kaiserin Augusta, welche schließlich ihre Unruhe nicht mehr bemeistern konnte und gerades Weges ihren hohen Gemahl nach der Ursache seiner offenbaren Verdrießlichkeit fragte. Aber Kaiser Wilhelm war Diplomat. Wie er in seiner Reaktion durch seine Schachzüge die besten Erfolge erzielte, so auch im trauten Kreise daheim. Ein Lächeln täuschte die Besorgten und mit feinem Humor wies der alte Herr, indem er bedeutungsvoll den Theelöffel erhob, darauf hin, daß ein Kaiser niemals ganz ausföhre, irgendwelche, wenn auch noch so kleine Sorgen zu haben. Man müsse eben, so meinte er, und fast schien es, als ob er die kleine Prinzessin Feodora ganz besonders scharf beobachtete, auf mancherlei Rücksicht nehmen und dürfe, gerade weil man Kaiser sei, nichts für zu gering halten.

Hiermit schien die Besorgnis der Theilnehmer an der Abendstunde beendet. Doch das scharfe Auge der Gattin glaubte bald darnach wiederum jenes schmerzliche Aufzucken im Gesicht und jenes unruhige Auf-dem-Stuhle-Rücken zu beobachten, welches sie schon vorher mit so lebhafter Besorgnis erfüllt hatte. Sie verbandigte sich daher mit einer ihrer Hofdamen und diese verschwand, ohne daß es sonderlich den Gästen aufgefallen wäre.

Die Symptome eines etwaigen Unwohlseins beim Kaiser hatten sich inzwischen noch etwas gemehrt. Nach dem Thee wollte der alte Herr sich ein wenig aus dem großen Sessel, den er eingenommen hatte, erheben, aber es schien ihm doch zu großen Schmerzen zu bereiten, und fast tummelt aufsetzend, ließ er sich wiederum in die Rücken nieder. Die kleine Prinzessin Feodora aber schien etwas ganz Besonderes auf dem Herrn zu haben. Auf den Fußspitzen schlich sie sich, etwas zaghaft zwar, aber doch mit dem Muthe, der einen festen Entschluß verrieth, zu dem Uroßpapa hin, schmeichelte sich an seine Knie, und als nun der alte Herr seine Hand auf das kleine, blonde Köpfchen legte und dasselbe liebevoll streichelte, da faßte das Prinzeßchen sich ein Herz und ließ, ganz leise tuschelte es dem Uroßpapa etwas in die Ohren: Laut auf aber jubelte sie, als der Uroßpapa zustimmend nickte und gehemmtvoll auf seine Füße wies.

Da sprang Feodora voll Freude hinüber zur Mama und stürzte ihr das erste große Geheimniß ihres Lebens in die Ohren.

Die Erbprinzessin Charlotte machte eine etwas erstaunte, fast ungläubige Miene und sah ihrerseits verthölen zum Kaiser hüder, der, sich für den Augenblick unbedacht glaubend, einen überaus schmerzlichen Gesichtsausdruck zeigte. Schon wollte sie erschreckt der Kaiserin Meldung machen, als der Generalarzt Dr. Leuthold in das Zimmer trat. Der Anblick war gerade nicht außerordentlich, denn der Leibarzt des Kaisers hatte jederzeit ohne besondere Erlaubniß Zutritt zu den Kaiserlichen Gemächern. Dr. Leuthold war aber nicht minder Diplomat auf seinem Gebiete. Er ließ sich selbstverständlich nicht das Geringste merken, war er doch durch die Hofdame der Kaiserin über die Situation von vornherein aufgeklärt und konnte nun seine Forschungen sozusagen aus dem Hinterhalt machen. Der Arzt beobachtete seinen Kaiserlichen Herrn mit der Schärfe, wie sie nur den hartnäckigsten Medizinern in langjähriger Praxis eigen zu werden pflegt. Außerlich ganz harmlos, verdeckte er seine heimtücklichen Absichten hinter der Maske lebenswürdiger Glätte und Unwärtigkeit.

Aber die Entdeckungen, welche er an seinem Gebieter zu machen glaubte, mußten doch irdentlicher Natur sein, denn sein Auge nahm immer immer einen Ausdruck an und seine Stirn furchte sich in tiefen Falten.

Mit Besorgnis beobachtete wiederum, auch ihrerseits möglichst unauffällig, die Kaiserin das Gesicht des Leibarztes und auf diesem schien die hohe Frau die Anknüpfung einer ernsten Krise zu erblicken. Ein Blick genügte, den Generalarzt zu verständigigen, seinen Kaiserlichen Herrn eingehender zu prüfen. Kaiser Wilhelm hatte inzwischen immer mehr Zeichen einer peinigen Unruhe von sich gegeben, obgleich ein aufmerksamer Beobachter die Bemerkung machen konnte, daß der hohe Herr sich alle erdenkliche Mühe gab, das Unbehagen zu unterdrücken. So hatte sich denn allmählich der gesammten Theegesellschaft eine ängstliche Stimmung bemächtigt. Man war es in diesem Kreise gewohnt, dem Oberhaupt alle erdenkliche Aufmerksamkeit zu erweisen und bald wußte es jedes Mitglied des Theeabends, daß Seine Majestät sich nicht wohl befände. Nur Prinzessin Feodora nahm an der allgemeinen Niedergelassenheit nicht Theil. Sollte sie vielleicht noch nicht das richtige Verhältnis dafür gehabt haben, was es bedeutet, wenn ein 90jähriger Greis an einer Indisposition leidet?

Dr. Leuthold war nicht der Mann, das Schlimmste abzuwarten, er begab sich daher kurz entschlossen zum Kaiser, dem er ohne Bedenken seine Wahrnehmungen klarlegte und unterthänigst darum bat, Majestät möchten sich Schonung auferlegen und sich in die eigenen Gemächer zurückziehen.

Zur Verwunderung des Leibarztes nahm der Kaiser die Bitte mit einem zustimmenden Lächeln entgegen. „Sie haben Recht, lieber Leuthold,“ erwiderte der alte Herr freundlich. „Es ist in der That nicht alles so, wie es sein sollte und ich will daher Ihrem Wunsche entsprechen und mich zurückziehen, aber nur auf einen Augenblick — wenn Sie gestattet. Was die Untersuchung meines Zustandes anbetrifft, so dürfte für den vorliegenden Fall Engel aber vollständig genügen. Bitte, informiren Sie sich nicht, lieber Leuthold, nehmen Sie ruhig Ihren Thee; ich bin bald wieder da.“

Und freundlich lächelnd ließ sich der hohe Herr durch den Kammerdiener hinausgehen, während dem Generalarzt nichts weiter übrig blieb, als der Kaiserin einen kurzen Rapport zu erstatten und sodann, dem Befehle gemäß, eine Tasse Thee zu sich zu nehmen. Die Besorgnis war jedoch durch das schallhafte Lächeln des Kaisers und seiner Verschönerung, bald wieder da sein zu wollen, fast vollständig gehoben. Insbesondere das kleine Prinzeßchen war ganz außer Rand und Band und sprang und lärmte im Zimmer umher, daß sie des Oefftern einen strengen Blick der Oberhofmeisterin erhielt.

Da öffnete sich die große Flügelthür weit und herein trat der Kaiser strahlenden Antlitzes und mit schalkhaft blühenden Augen; in der Hand aber hielt er ein kleines Paket, welches eine graue Farbe hatte und distret zusammengelegt schien. Verwundert trat der Leibarzt auf den hohen Patienten zu, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Da lächelte der Kaiserliche Herr und sagte mit erhobener Stimme, der man es anmerkte, daß ihr Träger besonders freudig erregt war:

„Der Grund meines Unwohlseins ist gehoben. Er bestand in nichts mehr und nichts weniger als in einem Paars neuer — Strümpfe, die meine Urentelin Feodora bei ihrer Industriehochzeit, deren Unterricht sie seit acht Tagen genießt, selbst gestrickt hat. Ich wollte der kleinen Spenderin gern die Ehre ant thun und diese Strümpfe wirklich einmal tragen. Aber sie haben leider solche Riefentnoten aufzuweisen, daß mir meine Strümpfe doch lieber sind. Und die hat mir Engel nun wieder angelegt.“ Schallende Heiterkeit folgte dieser launigen Erklärung und wir brauchen es wohl kaum hinzuzufügen, daß der übrige Theil des Abends unter allgemeiner, freudiger Anregung verlief. Am glücklichsten aber war Prinzessin Feodora.

„Der Schürzenjäger.“

Von Armin Brunner.

Das war im Städtchen Mittelreith, zur Faschingszeit, im Hause des Steuer-Kontrollieurs Schraube, welcher drei Töchter hatte: Fräulein Flora, Fräulein Dora, Fräulein Nora.

Als die Glöde ging: ging-ging, ging die neugierige Mädchen-schaar ans Fenster. Das Fenster aber ging auf den Gang, und der Gang ging weiter zum Salon, wo Mama saß. Und über den Gang ging Herr Willibald Jäger — ein hübscher Mann, ein schmüder Mann — ein Handlungsreisender.

„Der Schürzenjäger!“ riefen wie aus einem Munde drei junge Damen und taum den ehrbar galanten Gruß des Nüglings mit leichtem Kopfnicken erwidern, verschwanden sie im Hinterrgrund.

„Ein wunderbarer Mensch“, sagte die Aelteste.

„Was er nur immer bei uns da will?“ meinte die Jüngste.

„Das frag ich auch,“ setzte rasch die Mittlere hinzu.

„Ein guter Tänzer —“

„Ja, aber ein unausstehlicher Cour-macher.“

„Zubringlich!“

„Abscheulich.“

„Nach dem Kränzchen hat er ja doch schon seinen Besuch gemacht, sich um unser Befinden zu erkundigen. Als ob das Tanzen ein schweres Verden wäre, von dem man sich erholen müßte! Was

rennt er denn noch immer ins Haus?“

„Er wird schon wissen, warum“, sagte Fräulein Nora mit böshafem Blick auf die Aelteste, die eröthete.

„Ich? mich?“ meinte Fräulein Flora verlegen. „Da kam' er gut an. Ein Mensch mit einem so abschüchlichen Spitznamen.“

„Der Schürzenjäger?“ fragte Fräulein Dora mit scharfer Betonung.

„Mach' Dir nichts daraus, Flora“, sagte die Jüngste mit aller fehzehnjährigen Lebenserfahrung, „die jungen Herren sind alle so.“

„Pfu!“

„Aber G i n e r werden keine Besuche wohl gelten.“

Zum Schluß dieser jungfräulichen Enquete über den Jockel von Herrn Willibald Jäger's Erscheinung standen die drei Mädchen wie e i n Mann gegen einander vorhandene Absichten ihres Tänzers. Solidarische Abweisung eines Freiers, welchem der Spott seiner Kollegen schon durch den Beinamen das Stigma der Flatterhaftigkeit gegeben hatte, das war die Parole der so arg besorgten hübschen Schaar.

Und eben sprach Fräulein Nora das erlösende Wort, indem sie behauptete: „Kinder habt Ihr nicht gesehen — er hat ja einen Handkoffer getragen? Er reißt weiter und kommt Abschied nehmen“, da öffnete die Mad die Thüre und rief: „Fräulein Flora möcht zur gnädigen Frau kommen!“

„Aha! Nun war es klar! Es klebt aber doch nichts auf dieser Welt verborgen! Auf die Flora hat er's abgesehen! Die zwei hinterbliebenen jungen Damen hatten auch Zeit genug, alle Möglichkeiten der Unterredung im Salon zu erwägen.“

„Sie wird nicht wankelmüthig werden“, behauptete zusehentlich die Zweite.

„Ah, was? Er hat ihr ja selbst gut gefallen; ich hab's gemerkt, nur wußt' ich sie's nicht merken lassen. Paff! auf, es giebt Verlobung!“

Und mit Alledem und Aehnlichem hatten sie der älteren Schwester sehr unrecht gethan. Sie ward nicht wankelmüthig und hatte gar keine Ursache, es zu werden. Denn auch dem „Schürzenjäger“ war Unrecht geschehen — das sah'n sie erst ein, als Mama die Beiden rufen ließ, und als die Mädchen, zögernd und erfüllt von bösen Ahnungen, in den Salon traten.

Inmitten des unerwarteten Bildes, das sich ihnen hier darbot, stand glücklich lächelnd, Fräulein Flora. Sie lächelt „wie eine Braut“, so dachte die Jüngste, aber ihren Blick festelte bald etwas Anderes. Flora hatte eine neue, reizende blaßblaue Schürze umgebunden, ein wahres Wunderwerk von Zartheit und Farbenstimmung, von Zierlichkeit in Form und Aufputz.

Auf der Ottomane lagen noch einige solche Schürzen. Neben seinem geöffneten Musterkoffer aber stand Herr Willibald Jäger und betrachtete mit trankennem Blick Fräulein Flora, oder richtiger: ihre Schürze.

„Sie haben, meine verehrten Damen,“ begann Herr Jäger, nachdem er sich artig verneigt hatte, „Sie haben mehrmals beliebt, mich heimlich — o, ich hab's wohl gehört! — mit meinem Spitznamen, „der Schürzenjäger“ zu bezeichnen. Ich versichere, meine gnädigsten Fräulein, daß mich die Kollegenhaft nur meines Bedrusses wegen so zu bezeichnen hat; denn ich reise in Schürzen, in diesen Schürzen!“

Mit innerer Berachtung für den trügerischen Jüngling, aber entzückt von seiner Waare, standen die Mädchen da. Er war galant aus Praxis, Tänzer zu Geschäftsreden . . . pfui! und noch-mals pfui!

Wie groß aber wäre erst das Erstaunen und die Entrüstung der jungen Damen gewesen, wenn sie die volle Wahrheit über Herrn Jäger's Praxis erfahren hätten!

Er reiste zum Fasching, er kam in alle besseren Städte, zu den Vätern, er tanzte immer leidenschaftlich „mit mehreren Schwestern“ aus gutem Hause, er kam, wenn er das Wohlwollen junger Herzen im Walzerstreich erobert hatte, zu Besuch . . . und dann?

Dann bot er seine „Ninetta-Schürzen“ an, seine Gratis-Kellame-Schürzen, jeder Dame eine, mit der Bitte, daß die Fräulein diese Kleinigkeit annehmen, „wenn Besuch kommt, die Schürze anlegen und gültig auch weiter empfehlen.“

Die Ninetta-Schürze non plus ultra von Strider und Weber in Garndorf“, sagte Herr Jäger im Ton eines Beduenaufstufers, „ist das Unerreichste an Feinheit, Eleganz, Dauerhaftigkeit und Billigkeit. Sie wird in rosa, blaue, lilä, mattgrau, reibbraun, strohgelb, bordaux, himmelblau, chagant, alpengrün, orange, pelse-mele und fast in jeder gewünschten Farbe hergestellt und kostet franco ins Haus 1 fl. 80 kr.“

Mit wachsendem Erstaunen, nicht minder verwundert über die Menge und Schönheit der ihnen im Musterbuche zur Auswahl vorgelegten Farbensammlungen, wie über die beängstigende, athemberaubende Jungengläubigkeit des Reform-mondeurs, hatten die Damen dies angehört. Jäger hatte ganze Seiten seiner Stoffsammlung überstrungen und nur zuweilen bei den Hauptpunkten im glänzenden Staate der Ninetta-Schürzen machte er mit dem reisenden und wegweisenden Zeigefinger Halt. Mit seinem farbigen Anprengungsfermen zu Ende, ruhte er aus, als ob er etwas besonders Großes und Schwieriges vollbracht hätte, und er schien sich an der hohen Wirkung seiner Worte und seiner Demonstration zu weiden.

Mama send zuerst Worte. „Die Schürzen sind wirklich reizend“, sagte

sie, „und leiden die Mädchen allerliebst.“

Aber sie werden doch auch zu kaufen sein; muß man die Dinge denn gekniffen nehmen?“

„Geschenkt? Geschenkt?“ fragte im Ton des Getränkten, der zu schmolzen beginnt, die Schürzenjäger. „Ich kenn das geschenkt, wenn gnädige Frau: Gemogenheit haben, sich eine Kleinigkeit von uns alsergütig h'anzuwenden und Ihre Fräulein Töchter dem! schmücken zu lassen. Unsäglich für den Betrieb dieser an Pracht und Billigkeit einzig in der Welt dastehenden konfuzenlosen Ninettaschürze ist uns Ihre geschätzte Rekommandation!“

Mama neigte dankend den Kopf und wollte etwas sagen. Im Drange der Geschäfte aber ließ der Schürzenjäger sich nicht stören. „Das einzelne Stück ist für unser großes Haus werthlos, die Masse muß es bringen. Zu Hundert-tausenden gehen diese praktischen, unvernünftigen und dabei graziosen, feidenartigen Gewebe in die ganze Welt und sogar über den Ozean. Die Probe- und Musterstücke, welche wir hier und da an Damen gratis abgeben und von welchen ich der Gnädigen die Ehre habe, hier zur geeigneten Auswahl vorzulegen — das blaßblau kleidet aber das Fräulein wirklich wunderbar — die spielen wahrhaftig keine Rolle.“

Ein neuer Versuch, ihn zu unterbrechen, mißlang abermals. „Die Firma überläßt mir sie umsonst, und gnädige Frau würden — parole d'honneur! — mir ein Geschenk damit machen, wenn Sie mir die Schürzen begahnen wollten. Dabon kann keine Rede sein. Ich nehme absolut kein Geld und nehme absolut keine Schürze zurück.“

Man hatte lang, aber vergebens erwartet, daß er zu Ende komme.

Der Schürzenjäger wollte nur eine Erholungspause machen, um mit erhöhtem Eifer und voller Kraft sein Wichtigstes vorzubringen.

„Und —“ sagte er erst bedächtig, „gnädige Frau, brauchen sich gar keine Strümpel aus der Hinnaahme dieser Schürzen zu machen. Die Frau Professorin Lehmann hat sie auch für ihre Fräulein Töchter acceptirt, die Frau Stadträtthin Kunz auch, die Frau Ingenieur's Fehler ebenfalls, desgleichen die Familie Ritter von Wuch, und viele, viele Damen der besten Gesellschaft. Von einem Geschenk kann also keine Rede sein. Wenn aber die Damen auf ihrer geschätzten Weigerung beharren sollten, so ließe sich ja ein praktischer Ausweg finden.“

„Nun, das wäre?“

„Wenn es Ihnen konvenirt, meine Gnädigste, so können Sie ja bei unserem Hause für jedes der Fräulein noch eine solche Schürze bestellen. Frau Lehmann, Frau Kunz und Frau Fehler haben auch noch mehrere Ninetta-Schürzen bestellt.“

Er nahm eine süße Miene an und fuhr zutraulich fort: „Ich will es Ihnen auch aufrichtig sagen, wir verlieren wahrhaftig nichts dabei. Denn — betrachten Sie doch einmal, meine Damen, diese überausberndnen Schürzen! — und nun werden Sie sich wahrhaftig wundern: der früher genannte Preis versteht sich — für zwei Stück, für das komplette Ninetta-Schürzen-Pendant, eine hell, eine dunkel.“

Nun waren die Mädchen wieder solidarisch.

„Der Tante Emma auch eine“, bat Frä. Flora.

„Na, und die Mizzi?“ fragte Dora hinzu.

Mama bestellte.

Zur Zeit aber, als der Schürzenjäger auf dem Waldstätter Armenballe, mit mehreren Schwefelern tanzte, hatten alle jungen Frauen und Mädchen von Mittelreith ihre „Ninetta-Schürze“ non plus ultra von Strider und Weber in Garndorf, zu 1 fl. 80 kr. — zwei Stück.“

Der Mormone.

Von H. von Stolzenburg.

In einer der belebtesten Straßen von Alt-Berlin befindet sich das Komptoir von John Smith, Cigaretten-Import, Vertreter von so und so vielen Häusern in der Habanna; und im deutschen Reich dürfte es wenige Cigarettenhändler geben, denen diese Firma unbekannt wäre. Viele kennen sogar die beiden Inhaber, Herrn John Smith senior und Herrn John Smith junior, persönlich.

Herr Smith, d. h. senior, hatte vor vielen Jahren als einfacher Johann Schmidt seiner Vaterstadt Kroatjan den Rücken gewandt und war nach dem gelobten Lande im Westen ausgewandert. Er hatte nichts mitgenommen, als das Reisegeßel, und als er nach vielen Jahren zurückkehrte, hieß er John Smith und brachte einen Sohn, einen Rad Wechsel und Kantnoten, diverse sehr gute Agenturen für Habanna-Cigaretten und seine Würde als Wittwer mit.

Aber Niemand hätte Herrn John Smith senior diese Würde oder den Besitz dieser vierundzwanzigjährigen Sohnes angesehen, denn er war vorzüglich konfervirt und machte trotz seiner neunundvierzig Jahre den Eindruck eines höchstens vierzigjährigen. Wenn er so neben seinem Sohn stand, hätte man die Beiden aber für Brüder halten können.

Smith senior sah eben auf einem Stuhl im Komptoir und hatte die Beine auf den Schreibtisch gestekt; sein Kopf ging mit dem Hüte auf dem Kopf und den Händen in der Tasche auf und

ab. Plötzlich lehnte er sich zur Thür und legte die Hand auf den Drücker.

„Mister John!“ sagte Smith senior und blies den Rauch seiner Fior de Cuba in die Luft. Junior antwortete mit einer Ladung Carolinasqualm und einem fragenden: „Pa?“ — „Bobin?“ — „Nicht gerade Geschäftssache, Pa?“ — „Wek!“ — „Abieu!“ — „Hm!“

Junior war hinaus und Senior schaute lange nachdenklich auf die Thüre, durch die er verschunden. Endlich sprang er auf und begann eifrig an einem Brief zu schreiben.

John Smith junior wandte sich durch das Gemähl der „Berliner City“ nach dem Lustgarten, setzte dort seinen Kneifer auf die Nase und ließ seinen Blick weit in die Runde schweifen. Er schien das, was er suchte, gefunden zu haben, denn bald stand er vor einer jungen Dame.

„Ma Sweetheart!“ sagte er und zog die kleine Hand in seinen Arm. „Ich will nicht länger Dich so auf der Straße erwarten müssen — heute noch komme ich zu Deiner Tante und halte um Dich an. Yes?“

„Ja, lieber John; aber vorher laß mich mit ihr sprechen, sie vorbereitet.“

„Kommt Nachmittags!“

„Well, Nachmittags, kleine Mary! Dann feiern wir sofort die Verlobung und bald, bald die Hochzeit.“

Marie Rosen wohnte ganz in der Nähe der Smith's bei ihrer Tante, der Wittve Rosen, denn sie war eine Waise. Als John nach mehreren weiten Umwegen mit ihr in die Straße einbog, ließ sie plötzlich an, wies auf eine Dame, die vor ihnen ging, und sagte: „Nun verlaß mich, John, da ist meine Tante. Es wäre mir unangenehm, mit einem Herrn überbracht zu werden.“

„Ich gehe, Darling, um Nachmittags wiederzukommen, und dann hören alle Heimlichkeiten auf.“

„Sage einmal, Mädchen, Du hast Heimlichkeiten vor mir.“

„Ja, Tante?! — Nein!“

„Kind, warum vertraust Du mir nicht?“

„Ich weiß nicht, was — was Du meinst, Tanten.“

„Du weißt nicht?! Nun, ich meine, daß Du irgendwo die Bekanntschaft eines jungen Herrn gemacht hast und — und nun ist der saubere Patron Dir wohl untreu geworden! Was?“

„Nein, Tante, nein, das ist er nicht!“

„Aha, ließt Du, es ist also doch wahr.“ — „Ja, Tante.“ — „Und er will Dich heirathen?“ — „Ja, Tante!“

„Nun, dessen brauchst Du Dich nicht zu schämen. Ich habe ja auch einmal geheiratet und — will es jetzt zum zweiten Male thun!“

„Was, Tante — Du wolltest?“

„Ja, ich will wieder heirathen, also — heirathen wir zusammen!“

„Marichen jauchzte vor Freude und tanzte im Zimmer umher; Frau Rosen mußte sie erst festhalten, um weiter mit ihr reden zu können.

„Aber so gieb Dich doch, Kind. — Wer ist denn eigentlich Dein Auserwählter? Das muß ich doch wissen!“

„Einberzenguter Mann!“ — „Ja, das glaube ich wohl; er wird doch aber nebenbei einen Namen, einen Stand haben.“ — „Er hat ein Agenturgeschäft, ganz hier in der Nähe.“ — „Ein Agenturgeschäft? — Hier in der Nähe?“

„Ja, Agenturen für Habanna-Cigaretten.“ — „Himmel! Hab — Habanna-Cigaretten sagst Du?“ — „Ja, aber — Tante, warum thust Du so verwundert?“ — „Erzähle mehr — mehr von ihm!“

„Er ist eigentlich ein Amerikaner.“ — „Ein Amerikaner! — O mein Gott!“ — „Den Namen, Kind, schnell den Namen!“ — „Aber Tanten — was ist denn mit ihm?“ — „Den Namen, sag' ich! Miezgen, um Gotteswillen, den Namen!“ — „Ja, Tante, ja! John Smith heißt.“ — „Er ist es! O Du grundgütiger Schöpfer, solche Schleich-tigkeit!“

„Mein Gott, Tanten, Tanten, erbarme Dich, was ist mit ihm?“

„Kind, Kind, wir sind beide betrogen!“ — „Ja, ja, nun weiß ich's, er ist ein Amerikaner — er wird ein — ein Mormone sein.“

„Was, Tante, wer? John? — O, das kann nicht sein!“

„Kann nicht sein, sagst Du? — Er will Dich heirathen und hat heute erst um meine Hand angehalten. Da liegt der Brief, ließt Du, unterschrieben: „John Smith“, und ich Ungläubliche habe ihm das Jawort gegeben. Wahrscheinlich kommt er noch am Nachmittags her.“

„Aber Tante, Tante, es ist gar nicht möglich, er wollte Dich ja heute Nachmittags um meine Hand bitten.“

„Ja, siehst Du, er ist ein Mormone und will uns beide heirathen. Aber er soll nur kommen, der — der —“

„O, o Tanten, ich gehe in die Spece“, meinte Marichen.

„Mein armes, armes Kind! Versuche es, ihn zu vergessen, den — den Verdorbenen!“ tröstete Frau Rosen und ließ Marichen sanft auf das Sopha fallen. Dann ging sie zur Thür und rief dem Mädchen:

„Wenn ein Herr John Smith kommt, dann führen Sie ihn sofort zu mir herein!“ Und als das Mädchen sich entfernte, setzte sie hinzu: „Ich will ihn! — Er soll an mich denken! — Miezgen, wenn er kommt, gehst Du hinaus — Ich glaube, da ist er schon!“

Frau Rosen nahm eine ganz furchterliche Kompensiere an, und Marichen hatte gerade noch Zeit, den nebenan liegenden Salon zu gewinnen, als das Stubenmädchen auch schon Herrn John Smith die Thür zum Zimmer der Tante öffnete.

„Eben hatte das Mädchen die Thür geschlossen, als schon wieder ein Herr Frau Rosen zu sprechen wünschte. Ihm wurde bedeutet, daß Besuch da sei, er möge im Salon warten; er trat dort ein und — Marichen und ihr Geliebter standen sich gegenüber.“

„Wie, Marie, mein Kind, Du in Thüren?“

„Sie haben mich betrogen, Herr Smith! Sie sind — ach Gott, ich Unglückliche! — ein Mormone!“

„Hahaha! Verzeihe, my sweetheart, daß ich bei Deinen Thränen lachen kann, aber — hahaha! — es ist zu komisch! Ja — ein Mormone! Hahaha!“

„Wie, John, Du wärest wirklich feiner?“

„Aber Kind, wer hat Dir das gesagt?“ — „Die Tante sagt es.“

„Was kann die gegen mich haben, daß sie Dir so etwas vorflunkert?“ — „Ja, hast Du ihr denn nicht auch einen Heirathsantrag gemacht?“ — „Ich? Hahaha! Wie sollte ich wohl dazu gekommen sein?“ — „Herr Gott, John! Du kannst es ja auch gar nicht sein, der Freier meiner Tante ist ja gerade bei ihr!“ — „Aber — er nennt sich auch John Smith — hat auch Habanna-Augen —“

„Hahaha! Das ist lustig, Vater und Sohn auf der Brautfahrt!“

„Dein Vater?“ — „Ja, Wittner und heißt auch John!“ — „Ha, nun ist ja alles klar. Schnell zur Tante!“

Aber die kam noch schneller zu ihnen, da brinnen war der Irrthum auch bereits aufgelklärt, und zwei glückliche Paare lagen sich in den Armen.

„Gob . . .“ — „Bon, was hastest Du eingebrockt? Ich sollte Mormongelüste haben?“

„Mir hat Mary auch so einen wunderlichen Heiligen vom Saltlake an den Kopf geworfen.“

„Wir wurden obendrein noch beide für eine Person gehalten.“

„Nun, für's Geschäft wollen wir's bleiben, für die Ehe aber seien wir zwei.“

„Yes, my boy, es lebe die Monogamie!“ rief Smith senior mit Pathos.

— Ein Freund der Arbeit. Richter: „Was ist Ihnen denn eingefallen, daß Sie ohne alle Veranlassung solchen Standal auf der Straße machten?“ — Stroch: „Fünf Gensdarmen sind da-g'handen — und keiner hat was j'thun g'habt!“

— Der Geschlagene zahlt die Kriegskosten. Dame (zur eintretenden Freundin): „Gut, daß Du kommst, ich hatte eben einen schrecklichen Auftritt mit meinem Mann.“ — Freundin: „Aber man merkt Dir ja gar keinen Kerger an . . .“ — Dame: „Kerger? Nicht im geringsten, meine Liebste. Das kostet ihn mindestens einen Frühjahrsput.“

— Erkennt Verrecher. „Mein Fräulein, erhöhen Sie mein Flehen — Ihr goldig schimmerndes Haar hat mir's angethan.“ — Millionärstochter: „Ja, Gold scheint überhaupt Ihre Lieblingsfarbe zu sein.“

— Gutes Mittel. Chef: „Was fällt Ihnen denn ein, hier mitten im Geschäft am hellen Tage zu schlafen?“ — Kommiss: „Entschuldigen Sie, Herr Prinzipal, aber mein Baby hat mich die ganze Nacht wach gehalten, und ich bin hundemüde.“ — Chef: „Na, bringen Sie doch das Kind morgen mit in's Geschäft, damit Sie wach bleiben!“

— Kritik über Schillers Handschuh. Lehrer: „Ganz richtig, mein Junge, es war ein großer Uebermuth der Dame, ihren Handschuh in den Löwenzwinger zu werfen; daß ihn aber der Ritter herausholte, war ein Zeichen von —? — Schüler: „Daß die Handschuh damals noch sehr kostbar waren, sonst hätte ihr der Ritter doch lieber ein Paar neue gekauft!“

— Druckfehler. Da sie reich war, konnte sie beruhigt dem — Al(a) r entgegensehen.

Belobers unangenehm fiel an dem reichen Töpfermeister sein (a)stirties Wesen auf.

— Auch ein Standpunkt. Gatte: „Mein Kind, wir sind ruiniert! Mein Mensch will mir einen Cent borgen; es bleibt mir nichts weiter übrig, als ehrliche Arbeit!“ — Gattin: „Wer hätte je gedacht, daß wir so tief sinken würden?“

— Immer derselbe. Student: „Fräulein Anna, schenken Sie mir einen Fuß.“ — Kellnerin: „Nein, nein, daraus wird nichts.“ — Student: „Na, dann pumpten Sie mir einen, Sie bekommen ihn am nächsten Ersten wieder.“

— Ein praktischer Arzt. Arzt: „Hier, haben Sie die Rechnung — und hier noch ein Pulver.“ — Patient: „Wozu das Pulver?“ — Arzt: „Das nehmen Sie ein, sobald Sie die Rechnung gelesen haben.“

— Immer im Geschäftstil. Zahnarzt (zu einer Wittve, um deren Hand er anhat): „Ich weiß ja, Ihr seliger Herr Gemahl war Ihnen sehr theuer — aber vielleicht gelingt es mir doch, diese Lücke in Ihrem Herzen auszufüllombiren!“

— Augencheinlich. Er: „Nach dem Zettel wären der Drahtseilkünstler und seine Kollegin verheiratet; mir erschein das wenig glaubhaft.“ — Sie: „Weshalb?“ — Er: „Weil sie augenscheinlich in einem sehr gespannten Verhältnis zu einander stehen.“